Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 33 — **Marburg i. H., den 13. August** — **1903**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die reines Herzens sind. Gedicht — Gott unser Erzieher — Die neue Gemeinschaft und die neue Sittlichkeit — Kirchenpolitische Fragen. 6. Kirche und Wissenschaft — Arbeit. Roman von Ilse Frapan-Akunian — Ethische Probleme (Ethik von Wentscher) — Lutherworte — Zum Kampf gegen die Sozialdemokratie — Predigten für unsere Laien — Verschiedenes: Leo XIII und Pius X; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die reines Herzens sind . . .

Die zarten Seelen,
Die reinen Toren
Blicken mit großen
Kindlichen Augen
Ins unabsehbare
Meer des Lichtes.
Die reinen Herzen —
Sie schauen Gott.

Urquell des Guten,
Vater der Wesen,
Eins nur erfleh ich
Von Deiner Allmacht:
Versage mir Alles
Und gib mir das Eine:
Ein Kindesauge,
Dein Licht zu sehn!

Therese Köstlin

Gott unser Erzieher

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28.

Es wohnt in uns ein Sehnen nach Glück und ein Drang nach Betätigung unsrer Kraft. Aber es stellen sich uns immer neue Hindernisse entgegen. Stets fehlt Etwas am Glück, und stets hemmt eine Kette den freudigen Schritt zur Tat. Dann überfällt Verdruß und Schwermut den Menschen, der nichts Anderes als Glück und Tat kennt. Denn ihm ist die ganze Welt nichts wert, wenn sie ihm diesen Drang nach seinem Höchsten nicht befriedigen kann.

Anderen tun sich gerade dann tiefere Blicke auf. Zwar ist das Glück ausgeblieben oder zerbrochen; aber ganz langsam reift Etwas in der Seele mitten in ihrer einsamen Not, das ist mehr als Glück, nämlich die Heiterkeit des weltfreien Gemütes, und eine Arbeit nach innen beginnt, die mehr wert ist als die glänzendste Tat, nämlich die Arbeit, das eigene Ich weit und mild und wahr zu machen. Und wenn du diese edle Saat unter Sturm und Brausen keimen und wachsen siehst, dann taucht langsam in dir die Ahnung auf, daß dennoch ein guter Sinn hinter den Dingen waltet, ob sie dir auch wider deinen Willen gehn. Dann naht sich dir leise der Gott, der gerade die zerbricht, aus denen er Etwas machen will. Und hast du gelernt, was die Dinge in der Welt wert sind, dann geht dir ein heiliger Liebeswille auf, der aus dem Verborgenen heraus wie ein treuer Erzieher mit vielen Zügen und Winken an bösen Abgründen vorbei dich in immer tiefere Gemeinschaft mit seinem guten und wahren Geiste leiten will. Herrscht im Augenblick selbst das dunkle Fühlen der treuen Freundeshand vor, dem zurückschauenden Blicke fügen sich öfter kleine Wegstücke zu einer größeren leuchtenden Strecke göttlicher Lebensführung zusammen.

Wer jemals hinter sich ein Stück dieser Linie gesehen hat, der sieht gläubigen Auges, wie sie vor ihm her hell und klar mitten in das Dunkel der Zukunft läuft. Das Dunkel von Tod und Grab verschlingt sie nicht, sondern sie geht darüber hinaus in die ewige Gemeinschaft mit dem treuen Vater hinein. Das verleiht Kraft und das gibt Wärme, wenn sich in allen Rätseln und Nöten des Lebens Gott uns kund macht als der, der Alles herrlich hinausführt.

Niebergall

Die neue Gemeinschaft und die neue Sittlichkeit

Vgl. Nr. 16—32

Jede Religion strebt nach Gemeinschaft. Hat der Mensch „Leben und volles Genüge" gefunden, so strömt es aus seinem vollen Herzen über. Aus dem Glauben kommt die Predigt wie aus der Predigt der Glaube. So schlingt sich um die Menschen ein Band gemeinsamen Erlebens, das stärker ist als die Bande der Klugheit und des States, des Volkstums und der Rasse, ja selbst der Ehe und der Familienliebe. Jede enthusiastische Religion zumal wird zur „Schwärmerei". So sucht auch des Paulus Glaube Genossen und Gemeinschaft: er wird zur Mission.

Aber gerade in der enthusiastischen Religion liegt eine große Gefahr nach dieser Seite, die Gefahr der Mystik, im selbstsüchtigen Genuß der Gottheit zu versinken, sich den Andern zu verschließen, sich über das „unheilige Volk", die „verlorene Masse" erhaben zu fühlen. Nicht bloß theologisch verbildete Religion, Pharisäismus und Dogmatismus, sondern auch enthusiastische Religionsformen, Erweckungen und „Gemeinschaften", verfallen oft in diese religiös-aristokratische Verengung des frommen Lebens.

Paulus ist ferne davon. Sein innerstes Wesen ist herzliche Liebe. Mag ihn Gott mit noch so großen Erlebnissen, mit Zungenreden und Visionen, mit Offenbarungen und Ekstasen begnadigt haben:

> Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen rede und habe keine Liebe, so bin ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich Weissagung habe und weiß alle Geheimnisse und die ganze Erkenntnis und wenn ich den ganzen Glauben habe zum „Bergeversetzen", und habe keine Liebe, so bin ich Nichts. 1. Kor. 13, 1 f.

Nicht als Mystiker in sich versinkend erlebt er seine Religion. Die Liebe, der heiße Drang seines Herzens, gebietet ihm, sein Innerstes Andern zu öffnen, um sie zu werben, sie teilnehmen zu lassen an dem, was ihre Herzen ebenso fröhlich und stark, glücklich und selig machen soll, wie das seine geworden ist.

Dazu kommt aber noch das Andere, daß auch in dem Kern seiner Frömmigkeit das Gemeinschaft Suchende und Bildende liegt. Er hat seine Religion wohl in besonderer Weise erlebt, aber doch so, daß er hineingenommen worden ist in den Christus, der den ganzen Körper der Christenheit bewohnt, hineingetaucht in jenes gewaltige Meer des heiligen Geistes, das in allen Andern ebenso wie in ihm wogt und braust. Er ist dadurch der Teil eines großen Organismus geworden, an dem jedes Glied gleich hoch steht und gleich viel für das Ganze bedeutet, das nur leben kann, wenn Alle sich frisch und hilfreich regen. Denn wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit 1. Kor. 12, 12 ff.; Röm. 12, 4 ff. Das macht des Apostels Mystik so rein, daß sie gleich weit entfernt ist von „frommer" Selbstsucht wie von „frommer" Selbstüberhebung. Er erlebt Religion nur so, daß er in eine große Gemeinschaft mit Andern eintritt und anerkennt, daß in ihnen Allen dieselbe Kraft wirkt, und daß sie Jeder in der eigenartigen Weise betätigt, die seinem Dasein für das Ganze einen besonderen Wert verleiht. Es ist ihm keine höfliche Heuchelei, sondern einfach Wahrheit, wenn er den Römern 1, 11 sagt:

> Mich verlangt, euch zu sehn; ich möchte euch gerne Etwas bringen von geistlicher Gabe zu eurer Bestärkung, das heißt: ich möchte unter euch weilend mit euch getröstet werden durch den Glauben, den wir haben, ihr und ich.

Das ist des Paulus Kirchenbegriff: ein Organismus von Menschen, die dasselbe Erleben zu einander geführt hat und dienende Liebe aneinander bindet. Oder vielmehr: das ist nicht sein „Begriff" von „Kirche", sondern die Gemeinschaft, in die ihn sein neues Leben hineingestellt hat, die „Gemeinde Gottes". Die Christenheit hat später damit ebensowenig auskommen zu können geglaubt wie mit der ähnlichen Gemeinschaft der Jünger Jesu. Als das Erleben zu schwach war, erfand man Glaubensregeln und Symbole, als die Liebe nicht mehr zusammenhielt, mußten Gesetzesparagraphen diese Arbeit tun. Und so oft in der Geschichte des Christentums neue Ansätze gemacht wurden, über Glaubensbekenntnisse und Gesetze hinauszukommen, immer wieder erfolgte derselbe Fall, den man ruhig den Mut haben sollte einen Fall zu nennen, auch wenn der „Fall" keine geschichtliche Kategorie ist und man die Notwendigkeit dieses Falls noch so sehr einsieht. Wird das niemals anders werden? Wird niemals das Gesetz sich ausrotten lassen in der Religion der Gotteskindschaft und werden, die da unter uns herrschen, immer wieder Gewalt üben wollen, statt dienen?

Mit der Schilderung der neuen Gemeinschaft sind wir schon aus dem Gebiet des religiösen Lebens hinübergetreten in das des sittlichen. Auch für dieses bedeutet des Paulus Erlebnis vor Damaskus eine neue Epoche, wenn gleich auch hier Paulus nur wiederentdeckt hat, was Jesus in anderer Weise vor ihm erlebt und gepredigt hatte.

Zwei große Erkenntnisse sind es, die Paulus der Menschheit für ihr sittliches Leben gewonnen hat. Einmal die Wahrheit, daß Sittlichkeit im vollen Sinn und in höchster Kraft nur erblüht in der Sonnenglut eines religiösen Enthusiasmus. Als Pharisäer konnte er die Werke des Gesetzes nicht tun, obwohl heilig, gerecht und gut war, was es gebot. Er wollte Sittlichkeit üben unter dem bloßen Zwang des „Du sollst!" Er konnte es nicht, sondern fiel von einer Sünde in die andere. Aber als er sich das Todesurteil gesprochen hatte, als er gestorben war, um nun ganz neu zu leben, da hatte in diesem gewaltigen Umschwung seines Lebens sich eine Kraft entfaltet, die alle Wurzeln der Selbstsucht in ihm vernichtete, die ihn trieb, nur noch für Gott und die Andern zu leben. Statt der Werke, die er nicht hatte tun können, erwuchs in seinem Herzen, ihm und Andern zum Segen, die „Frucht des heiligen Geistes": Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit Gal. 5, 22. Es ist eine ganz neue Art der Sittlichkeit, die dem Christentum entspricht. Nicht mehr regiert über den Menschen das „Du sollst", sondern das „Ich will"; wie die Blüte aus der Knospe, wie die Frucht aus der Blüte, so wächst aus dem umgewandelten Menschen die Sittlichkeit hervor. Das gewaltige Glücksgefühl, welches das neue religiöse Leben ins Herz ausgießt, vernichtet alles Streben nach kleinen Lustgefühlen, welches zur Sünde treibt. Nicht zwei Seelen wohnen in des Christen Brust, sondern ein einziger, „neuer Mensch". Sittlichkeit und Neigung sind hier versöhnt in der Wärme religiöser Begeisterung. So haben es Jesus und Paulus gemeint, so hat es Luther wieder entdeckt. Aber auch ein Mann wie Angelus Silesius ist nicht fern vom Reiche Gottes, wenn er in der gezierten Sprache seiner Tage sagt:

> Fragst du, warum ein Christ sei fromm, gerecht und frei,
> So fragest du, warum ein Lamm kein Tiger sei.

Oder wenn er dieser Erfahrung eine etwas andere Wendung gibt und eine tiefe Empfindung echter Güte so schön in die Worte kleidet:

> Die Ros ist ohn Warum, sie blühet, weil sie blühet,
> Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

„Sie blühet, weil sie blühet": das ist christliche Sittlichkeit, die alle Gesetzlichkeit überwunden hat. Sittlichkeit zur andern Natur geworden: das ist das große Geheimnis der höchsten Seelen. Paulus hatte noch manche Schlacken in seinem Wesen; aber er war doch so durchdrungen von dem Neuen, Großen in seinem Leben, daß er sich in schweren Fragen auf eine „Offenbarung" des Unbewußten in ihm verlassen konnte und daß sein bewußtes sittliches Leben solche Worte gefunden hat, wie sie in 1. Kor. 13 oder Römer 12 erklingen, Worte, die auch wenn sie in keiner heiligen Schrift ständen zum kostbarsten Besitz der Menschheit gehören würden.

Die zweite große Erkenntnis, die der Apostel erlebt hat, vernichtet die gesetzliche Sittlichkeit nach ihrer Form. Sittlichkeit entwickelt sich geschichtlich in einzelnen Geboten. Erst langsam und ganz allmählich werden diese Gebote begriffen als Einzelzüge eines Ideals. So hat Jesus in seiner Erklärung der „Gebote": du sollst nicht töten, nicht ehebrechen usw. gezeigt, wie ihm hinter und über diesen Geboten ein Ideal reiner Gesinnung stehe, in der alle diese Gebote vertieft und vereinheitlicht werden, ja aus dieser Gesinnung heraus hat er die Gebote zum Teil geradezu umgekehrt. Nicht ein neues Gesetz sollte das sein, sondern eine Sammlung von Beispielen einer „besseren Gerechtigkeit", die sich aus der Innerlichkeit ableiten lasse. Auch Paulus hat nicht wieder ein neues Gesetz christlicher Sittlichkeit aufgestellt, sondern von Christen eine freie Ueberlegung in allen sittlichen Fragen gewünscht. Natürlich hat er eine Fülle sittlicher Einzelgebote gegeben, aber gleichsam nur als Ueberschriften über ganze Kapitel eigener Lebensentscheidungen.

So hat er uns vorhin die Frucht des Glaubens, so hat er ein ander Mal 1. Kor. 13, 4 ff. die Liebe geschildert, wie sie durch reifes christliches Nachdenken in Einzelforderungen verwandelt wird:

> Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe,
> sie neidet nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf,
> sie verletzt die Sitte nicht, sie sucht nicht ihren Vorteil,
> sie läßt sich nicht erbittern, trägt Böses nicht nach,
> sie freut sich nicht an dem Unrecht, freut sich vielmehr mit der Wahrheit.
> Alles deckt sie zu, Alles glaubt sie, Alles hofft sie,
> Alles erträgt sie mit Geduld.

Und im 12. Kapitel des Römerbriefes hat er eine ganze Fülle der edelsten sittlichen Gebote gegeben:

> Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich, Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid im Eifer unverdrossen, im Geiste feurig. Dienet dem Herrn, seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Nehmet euch der Heiligen Notdurft an. Herberget gerne. Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht. Freut euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. Stellt euch Einer dem Andern gleich, seid nicht ehrsüchtig, sondern

haltet euch zu den Niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet Niemand Böses mit Bösem. Denkt immer an das, was edel ist, allen Menschen gegenüber. Wo möglich, so viel an euch ist, so haltet mit allen Menschen Frieden. Rächet euch selber nicht, Geliebte; sondern lasset Raum dem Zorngericht [Gottes]. Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. Nein, wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht von dem Bösen überwinden, sondern überwinde du das Böse mit Gutem.

Das sind gewiß eine große Zahl einzelner Gebote; aber sie alle sind mit vielen andern unter die Ueberschrift gestellt:

So ermahne ich euch nun, Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber darzubringen zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer, als zu einem vernünftigen Gottesdienst. Und gestaltet euer Leben nicht gleich dieser Welt, sondern erneuert euch durch Verwandlung eures sittlichen Gefühls, damit ihr verstehen lernt, was der Wille Gottes ist, das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene.

Also ein einheitliches neues sittliches Empfinden, ein neues Gewissen soll entstehen, nicht ein neues Gesetz. Gebote sind nur Beispiele. Darum muß es auch erlaubt sein, aus der neuen Gesinnung heraus, die der Apostel nach Europa getragen hat, ihn selber zu beurteilen und Reste des Judentums, die ihm noch anhängen, wie die Verschiebung der Rache auf Gott und die „feurigen Kohlen“ aus den Sprüchen Salomos, abzulehnen. Denn auch uns Spätergeborenen gilt noch seine Mahnung:

Brüder, was wahr ist, was ehrwürdig, was gerecht, was rein, was lieblich, was wohllautend, was eine Tugend, ein Lob ist, dem denket nach! Phil. 4, 8.

Und danach muß der nächste Satz sich richten lassen:

Was ihr auch gelernt und empfangen und gehört und gesehen habt bei mir, das tut.

Es ist eine der kühnsten Hoffnungen des Christentums gewesen, die Menschheit auf eine solche Höhe heben zu können, daß jeder Einzelne seine Sittlichkeit sich selber zu schaffen vermöge, eine Utopie so hoch wie keine andere bis jetzt in Menschengemütern entstanden ist. Nachdem vierzehn Jahrhunderte diese Utopie scheinbar glänzend widerlegt hatten, hat die Reformation sie wieder aufgenommen, während die katholische Kirche mit ihrer kasuistischen Ethik, zumal im Jesuitismus, sie endgiltig aufgegeben hat und wieder auf die Stufe der Gesetzlichkeit heruntergestiegen ist: man kann alle Einzelgebote dort von Priestern oder aus Büchern lernen.

Werden die Reformationskirchen die Kraft haben, diese große Hoffnung des Christentums, diese neue Stufe der Ethik wirklich ins Leben umzusetzen? Wird es ihnen gelingen, die Massen in Persönlichkeiten umzubilden mit eigenem Gewissen, mit eigenem sittlichen Denken? Welch eine ungeheure Arbeit der Volkserziehung macht allein diese eine große Hoffnung nötig! Welche Fülle von sozialen Einrichtungen über die Schule hinaus muß dieser Hoffnung zu Hilfe kommen, wenn sie einmal Wahrheit werden soll! Wenn unsere Hoffnung sich in Arbeit wandelt, brauchen wir nicht zu verzweifeln.

Heinrich Weinel

Kirchenpolitische Fragen

Schluß. Vgl. Nr. 25. 26. 28. 30. 31

6. Kirche und Wissenschaft

Ist die auf dem Gemeindeprinzipe als religiöser Organismus sich aufbauende Volkskirche das Ziel protestantischer Kirchenpolitik, so ist auch das Problem des Verhältnisses von Kirche und Wissenschaft von hier aus zu lösen. Alle Wissenschaften kommen dabei in Betracht. Eine ist gleich der andern. Sie streben insgesamt nach Wahrheit, genauer gesagt, nach Einheit der Weltanschauung, folgen denselben Gesetzen des Denkens und bewegen sich innerhalb derselben Grenzen. Für jede Wissenschaft handelt es sich um Systematisierung gewonnener Erkenntnisse. Auch um die sogenannten spekulativen Wissenschaften steht es nicht anders. Sie operieren mit denselben aus der Erfahrung abgeleiteten Begriffen wie die übrigen, müssen derselben Logik Rechnung tragen und sind im Grunde genommen nur Grenzwissenschaften, insofern durch sie der Kreis menschlicher Erkenntnisfähigkeit bestimmt umschrieben wird. Wo die Welt des Empirischen aufhört, dort hört auch das Wissen auf, und es beginnt die Hypothese oder, wie Friedrich Albert Lange sagt, die Welt der Dichtung.

Folgen aber alle Wissenschaften den gleichen Gesetzen der Logik, so können sie keiner anderen Autorität, keinem Zwange von irgendwoher unterworfen sein. Sie haben das Gesetz allein in sich selbst und müssen frei bleiben. Das Resultat, das sie suchen, kann ihnen nicht von vornherein vorgeschrieben werden. Weder Index noch Syllabus existieren für sie. Das ist der große Irrtum oder auch die Unwahrhaftigkeit der römischen Kirche, daß sie behauptet, den Fortschritt der Wissenschaft von sich aus fördern und die Versöhnung der Kirche mit der modernen Kultur herbeiführen zu können, ohne ihre innersten Grundsätze aufzugeben. Fast hat es etwas wehmütig Ergreifendes, das unser ganzes Mitgefühl in Anspruch nimmt, katholische Forscher um die Freiheit der Wissenschaft innerhalb des Katholizismus ringen zu sehen. Unbezweifelt gab und gibt es eine nicht zu unterschätzende Anzahl hervorragende Geister katholischer Konfession. Kopernikus und Galilei waren gute Katholiken und berühmte Gelehrte. Auch die Frage Chamberlains*) soll gelten: „Wer vermag auf einer deutschen Naturforscher- und Aerzteversammlung die Katholiken von den Protestanten zu unterscheiden?“ — Es finden sich Namen von gutem Klange unter katholischen Juristen, Physikern, Mathematikern, Zoologen, Botanikern und andern Männern der Wissenschaft. Doch das göttliche Lehrgesetz der römischen Kirche kann ihnen jeden Augenblick Halt gebieten und ihre Schriften oder Forschungsresultate verurteilen, falls sie sich nicht zum Widerruf verstehen. Signifikant in dieser Beziehung sind folgende Sätze aus einer Broschüre des Physikprofessors Perntner in Wien.**)

Heute [im Vergleich zur Zeit der Inquisition] ist es eine sicher stehende Errungenschaft, daß wegen seiner Meinung Niemand staatlich verfolgt werden kann und daß die kirchliche Entscheidung schlechterdings eine interne Entscheidung in Glaubenssachen ist und bleibt, der sich Jeder ohne Sorge vor äußerem Zwang fügen oder nicht fügen kann; denn auch Letzteres bleibt einfach eine interne Frage der Kirche und des Betreffenden . . . . : Eins kann das Prinzip der freien Wissenschaft nicht bedeuten, daß man die Freiheit habe, die Wahrheit zu verleugnen und den Irrtum bewußt zu lehren . . . Da nun der katholische Forscher den Dogmeninhalt in aufrichtiger Weise nach eigener Weise für wahr hält, wird er naturgemäß nie — wenigstens absichtlich nicht — eine demselben widersprechende Meinung und Hypothese aufstellen, und wenn er sich, sei es durch eigenes Denken, sei es durch Bemerkungen Anderer oder durch Bescheid der kirchlichen Autorität, eines Widerspruchs mit einem Dogma gewahr wird, so läßt er eben Meinung und Hypothese fallen.

Ein Kommentar hierzu ist kaum notwendig. Daß für den strikten Katholizismus die Theologie noch weniger frei sein kann als die übrigen Wissenschaften, ist an sich klar. Das beweist u. A. die Aufforderung Ehrhards***) an die Wissenschaft und Bildung der Gegenwart:

Die moderne Welt muß sich zur Versöhnung mit der katholischen Kirche herbeilassen, wenn sie das Interesse der wahren Kultur in vollem Maße vertreten will.

Von Schell ist bekannt: laudabiliter se subjecit. Ehrhard aber ist vorsichtiger gewesen und hat sich durch starke Angriffe gegen den Protestantismus gedeckt, wird übrigens aber von dem konservativen Katholizismus abgelehnt.

Unleugbar freilich besteht hinsichtlich der Theologie auch innerhalb des evangelischen Kirchentums Unsicherheit und die stete Gefahr eines Rückfalls in den Katholizismus. Die evangelische Kirche erhebt zwar nicht den Anspruch, die Wissenschaft überhaupt von ihrer Dogmatik aus zu kontrollieren. Sie hat weder Index noch Syllabus. Aber über die Theologie als Wissenschaft ist Streit in ihren Mauern. Von verschiedenen

*) Chamberlain, „Katholische“ Universitäten. Wien, 1902.

**) Perntner, Voraussetzungslose Forschung, Freie Wissenschaft und Katholizismus. Wien, 1902.

***) Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert S. 379. Vgl. dazu S. 358.

Seiten aus ergeht die Forderung einer kirchlichen Theologie. Andere wieder bemühen sich wenigstens die Möglichkeit einer kirchlichen Theologie zu erweisen. Ein Beweis dafür, daß man weder von der Theologie noch von der Kirche den rechten Begriff hat. — Ist Theologie Wissenschaft, so kann sie keinen andern Gesetzen folgen, als die andern Wissenschaften, hat gleich diesen das Gesetz in sich selbst, sofern sie nach Wahrheit sucht, und ist genau in dieselben Grenzen der Erkenntnis eingeschlossen wie ihre übrigen Schwestern. Sie beschäftigt sich mit der Religion im Allgemeinen ohne konfessionelle Gebundenheit und ragt über den Rahmen des Christentums hinaus, soweit sie zugleich vergleichende Religionswissenschaft ist.

Sie verdankt ihr Dasein nicht irgend einer Kirchengemeinschaft, sondern allein der Existenz der Religion als geschichtlicher psychischer Erscheinung. Wenn sie daher mit einer bestimmten Kirche sich in engere Verbindung setzt, so geschieht dies nicht infolge einer unabweisbaren Nötigung, sondern durchaus freiwillig. Dann erst, wenn ein Lehrer der Theologie oder eine Anzahl solcher der besonderen religiösen Anschauung einer Konfession ihre Arbeit widmen, läßt sich von einer katholischen oder evangelischen Theologie reden. Doch auch in diesem Falle hat der betreffende Theologe, wenn er ein wissenschaftlicher bleiben will, nur rein wissenschaftliche Grundsätze zur Anwendung zu bringen und das Resultat seiner Untersuchungen nicht im Voraus von irgend einem dogmatischen Standpunkt aus sich bestimmen zu lassen. Am freiesten wird er sich bewegen können in den historischen und exegetischen Fächern. Die größte Schwierigkeit scheint die Dogmatik zu bieten. Doch auch für sie können nur die Gesetze der Logik und tatsächliche Ergebnisse vorurteilsloser Forschung maßgebend sein, um ein System zu Stande zu bringen.

Der evangelische Dogmatiker wird allerdings in der Hauptsache eben nur für seinen eigenen Glauben den wissenschaftlichen Ausdruck suchen müssen, da der Gesamtglaube aller Glieder einer Kirchengemeinschaft schwer zu ermitteln wäre. Jede Dogmatik wird also stets mehr oder weniger subjektiv gefärbt sein. Individuelle Glaubensgedanken und Anwendung objektiver Regeln der Wissenschaft sind miteinander nur dadurch in genauere Verbindung gebracht, daß sie sich in einer und derselben Person finden. Aber sie werden dadurch nicht identisch, sondern bleiben zwei ganz verschiedene Geistestätigkeiten. Wenn sie auch demselben psychischen Grundtriebe, dem Einheitsverlangen der menschlichen Vernunft entspringen, so folgen sie doch völlig verschiedenen Gesetzen: die Theologie als Wissenschaft den logischen, die Religion als Glaube den ethischen Gesetzen der Werturteile. Damit ist jede Art von kirchlicher Theologie abgewiesen. Die Kirche ist Religion in der Erscheinung. In ihr gilt allein der Glaube. Die Theologie ist Wissenschaft. In ihr gilt allein das Wissen. Sie kann und darf nicht kirchlich sein, weil sie sonst ihren wissenschaftlichen Charakter aufgeben würde.

Die Kirche wieder hat, wie von Hundeshagen zutreffend bemerkt wird, immer nur ein sekundäres Interesse an der Wissenschaft. Für sie handelt es sich in erster Linie eben um Religion. Das Wissen, ja schon das Wissenwollen hebt den Glauben auf. Jede Systematisierung von Glaubensgedanken kühlt ab. Die Gewißheit in der Religion ist eine völlig andere als die der Wissenschaft. Sie ruht auf innerster moralischer Ueberzeugung, die weder die Stütze rationeller Beweise begehrt, noch um logische Einwände sich härmt. Die Religion lebt von Antinomieen. Sicher muß der Glaube einen sagbaren Inhalt haben. Nur in überschwänglichen Gefühlen sich bewegen zu wollen wäre ungesunde Mystik. Mit bloßen Zeremonien und geheimnisvollen Feierlichkeiten sich zu begnügen hieße die Religion materialisieren und mechanisieren wie im Katholizismus. Deshalb ist der Warnung Harnacks unbedingt zuzustimmen, durch die er die Indifferenz gegen die Lehre als gefahrbringend bezeichnet. Doch der gedankenmäßige Inhalt, den der Glaube braucht, muß beweglich sein, nicht starrer Buchstabe, sondern lebendiger Ausdruck des innersten Empfindens, Form, die vom Inhalt selbst gestaltet wird und variabel bleibt. Intellektualismus, wie er in dem göttlichen Dogma Roms und in der reinen Lehre des Buchstabenprotestantismus sich findet, ist der tötliche Feind aller Religion. Je mehr der Glaubensinhalt spezialisiert wird, desto mehr verliert er an religiöser Kraft. Eben deswegen kann auch nicht die Wissenschaft das Kriterium liefern für die religiösen Vorstellungen, sondern die Ethik, die die höchsten objektiven Werturteile enthält.

Weil nun aber Religion etwas ganz Anderes ist als Theologie, kann diese nur dadurch zur Kirche in Beziehung treten, daß die sogenannten praktischen Theologen, die Prediger und Lehrer, sich theologische Bildung aneignen. Demnach war es eine Einseitigkeit Schleiermachers, daß er die Theologie als Vorbereitung für die Kirchenleitung faßte. Sie kann nur dem wissenschaftlichen Zwecke dienen wollen. Allein weil das Christentum auf heiliger Schrift beruht und eine geschichtliche Religion ist, braucht die Kirche Schriftgelehrte und Historiker. Der Glaube jedoch hängt trotzdem nicht von den Resultaten ihrer Forschung ab, sondern wird von Person zu Person fortgepflanzt. Wo er sich zu einem buchstäblichen Bekenntnis, zu einer formulierten Lehre niederschlägt, hat er schon einen Teil seiner religiösen Kraft eingebüßt und steht in Gefahr, in ein bloßes Fürwahrhalten umzuschlagen, das dann den Angriffen der Wissenschaft ausgesetzt bleibt.

Demnach treten Glauben und Wissen in engere Beziehung nur in dem einzelnen Individuum. Dieses strebt, von der Vernunft dazu getrieben, nach einer einheitlichen Weltanschauung. Bei der großen Ueberzahl kommt es aber nur zu stückweisen Ansätzen. In ihnen liegen Denken und Glauben zwar dicht neben einander, bleiben aber zumeist unverbunden. Die etwaigen Gegensätze zwischen beiden gelangen nicht zum Bewußtsein. Weil die meisten Menschen bald ausschließlich dem Triebe nach Erkenntnis nachgehn, bald ausschließlich den religiösen Regungen, entsteht kein Zwiespalt in ihrem Innern. Zuweilen nur, bei ganz besondern Anlässen werden sie des Unterschiedes sich bewußt und empfinden den Druck des Gegensatzes, der dann entweder nach der Seite des Verstandes oder nach der Seite des Glaubens sich ausgleicht, wenn nicht ernstere Kollisionen entstehen, die den Gleichklang auf längere Zeit oder für immer zu zerstören drohen.

Vornehmlich der intellektualistisch angelegte und mit der Wissenschaft beschäftigte Mensch hat solche ernste Kämpfe um die Einheit der Weltanschauung zu bestehen. Die Professoren der Theologie können deshalb keine andere Aufgabe haben, als diesen Kampf in den Studierenden hervorzurufen und die Waffen zu seiner siegreichen Entscheidung zu liefern. In diesem Sinne hat Professor Krüger schon Recht, daß der akademische Lehrer den Beruf habe „Seelen zu gefährden". Nur soll er zugleich das Gegengift verabreichen, wodurch die Gefahr beseitigt wird. Weiter kann er Nichts. Den Kampf selbst muß Jeder in seinem eignen Inneren ausfechten. Daß aber die Religion allein zur begehrten innerlichen Einheit zu führen vermag, d. h. die Religion in bestimmter konkreter Form, nicht in verschwommener Allgemeinheit, weiß jeder Kundige und kann hier nicht weiter auseinander gesetzt werden. Zugleich ist auch das Andre deutlich, daß nur ein Solcher, der selbst den Kampf um die Weltanschauung durchgestritten hat, Andern in diesem Kampfe zu helfen im Stande ist. Deswegen studieren evangelische Geistliche Theologie, und damit ist die Behauptung widerlegt, die David Friedrich Strauß in seiner Glaubenslehre ausspricht:

> Das theologische Studium, sonst das Mittel sich zum Kirchendienst zu befähigen, ist jetzt der gradeste Weg sich dazu unfähig zu machen. Die Schusterbank, die Schreibstube und wo man sonst am sichersten vor dem Eindringen der Wissenschaft verwahrt ist, sind heutzutage bessere Vorbereitungsplätze für das Predigtamt, als die Universitäten und Seminarien.

Der römische Priester nur, der opfert und Beichte hört, kann der freien Wissenschaft entraten. Er verabreicht Morphium, wo der innere Widerstreit beginnt.

Indem aber der Protestantismus vermöge seines Glaubensbegriffs die Möglichkeit erlangt, Religion und Wissenschaft reinlich voneinander zu scheiden, befreit er die Wissenschaft von der Autorität des kirchlichen Dogmas und die Religion von dem einengenden Druck rationalisierender Theorien und Speku-

lationen. Ihm ist der Glaube „die gewisse Zuversicht, deß, das man hofft und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht.“ Aber nur dadurch, daß der Protestantismus beide Welten, die der verstandesmäßigen Wirklichkeit und die der religiösen Erhebung, sicher auseinander hält, macht er erst ihr gedeihliches freies Zusammenwirken möglich. Beide aber sind auf einander angewiesen, weil nur Wissen und Glauben zusammen zu einer klaren einheitlichen Weltanschauung führen. Eben deswegen, weil es hierum sich handelt, kann die evangelische Kirche der Wissenschaft nicht entraten. Der Protestantismus steht seinem innersten Wesen nach gleichmäßig gegen die Vermischung von Religion und Politik wie gegen die rationalistische Verkümmerung der Religion durch eine ihre Grenzen überschreitende Wissenschaft. Seine Aufgabe ist, die Religion in ihrer Reinheit heraus zu stellen und vor ihr schädlichen Beeinflussungen zu sichern. Die bloße Polemik gegen Rom, wie sie von mancher Seite fast systematisch betrieben wird, kann nicht helfen. Sie lenkt den Blick von den eignen, noch zu verbessernden Mängeln ab und verflacht. Positive Arbeit allein vermag die evangelische Kirche siegreich zu machen. Katzer

---

„Arbeit“

Roman. Von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebr. Paetel. 429 S. Gebunden 6 Mk.

1

Dem neuesten Roman von Ilse Frapan-Akunian, Arbeit, widerfuhr das Glück, daß man sich in Zürich, wo der Roman zum größten Teil spielt, über einige Partien des Buches nicht wenig aufregte. In verschiedenen Zeitungen, auch in deutschen, verschaffte sich diese Erregung Luft. Sie gab zu mancherlei meist recht oberflächlichen Erörterungen Anlaß, die gerne in dem Vorwurf schnöden Undanks gegen das gastliche Zürich und seine Hochschule gipfelten, wo Ilse Frapan lange gelebt und gelernt hat. Ein Glück nenne ich das aber deshalb, weil jetzt über den Roman gesprochen wird, und Besseres kann man einem Buch, wenn es Beachtung verdient, heutzutage gar nicht wünschen, wo so viel Gedrucktes, kaum ist es erschienen, schon wieder ins Nichts verschwindet, unbeachtet, ungelesen.

Wenn ich recht zähle, ist „Arbeit“ der sechzehnte Band, den diese Schriftstellerin vor das Publikum gebracht hat. Die fünfzehn früheren, meist Novellen und Skizzen — einigen unter ihnen spendete noch Friedrich Theodor Vischer Beifall, mit dem Ilse Frapan befreundet war — fanden meist nur einen kleinen Leserkreis und auch in der Kritik nicht allzuviel Beachtung, obwohl sich unter ihnen gute Sachen finden und obwohl das Meiste gerade Frauen und erwachsenen Mädchen besonders empfohlen werden kann, denn Ilse Frapan gibt sich gerne mit Problemen ab, die Frauen und Mädchen zunächst angehen und vor allem interessieren werden. Die Kritik befaßte sich nicht so mit diesen Büchern, wie es manche unter ihnen verdient hätten, weil Ilse Frapan, wohl mit beeinflußt durch Vischer, sich in ihrer schriftstellerischen Technik etwas abseits hielt von den gerade in den letzten zwei Jahrzehnten zumeist begangenen Litteraturwegen. Ihre Technik hat sie auch in ihren letzten Büchern kaum geändert, wohl aber ihre Stoffe. Gab sie früher gern kleine Charakterbilder aus dem Leben geringer Leute, so beschäftigt sie seit geraumer Zeit immer mehr der Komplex von Problemen, den wir kurzweg mit einem Wort als Frauenfrage bezeichnen. Freilich geht ihr dabei zuweilen das Herz mit der Feder durch; über der menschlichen und sittlichen Erregung, die ihr als Frau Niemand so leicht verdenken wird, verliert sie dann leicht die künstlerische Besonnenheit und schießt über das Ziel hinaus, also daneben. Z. B. in den „Monologen einer Fledermaus“, wo die Heldin, ein geistig recht normal begabtes Mädchen, dem alle pekuniäre Unterstützung von zu Hause entzogen wird, weil sie in Zürich studiert, als sie, mittellos, ihr Studium nicht fortsetzen kann, zu dem Ausruf gelangt — da auch der Hamburger Senat für studierende Frauen noch keine Stipendien zu vergeben hat: Wir Frauen haben kein Vaterland! Und das gibt zugleich den Haupttitel für das Buch ab. Meines Erachtens ist hier der persönliche Schmerz mit der Logik gar zu eilig durchgegangen. Geschieht das im Leben, mag ichs gerne, denn es spricht für Temperament; in der Kunst behagt es weniger. Hier hat die moralische Tendenz die künstlerische Absicht verdorben. Damit ist keineswegs Etwas gegen die Tendenz in der Kunst gesagt. Es gibt im Grunde überhaupt keine Kunst ohne Tendenz, denn es gibt keine denkenden Menschen, eine Kategorie, zu der ja auch die Dichter gehören oder wenigstens gehören sollen, ohne Zwecke. Die Frage lautet nicht: Tendenz oder nicht. Sondern richtig gestellt, heißt die Frage: Ist die Tendenz gestaltet oder nicht. In „Wir Frauen haben kein Vaterland“ war das nicht der Fall, wohl aber trifft es in der Hauptsache zu bei „Arbeit“, dieser letzten, umfangreichsten und besten Arbeit unserer Schriftstellerin. Jene Diskussionen mögen menschlich für Ilse Frapan ihr Unangenehmes haben, Manchem auch das Urteil über den Wert des Romans trüben, aber für den Unparteiischen ist es nicht schwer, trotzdem diese Leistung gerecht einzuschätzen.

2

Josefinens Mann, Arzt von Beruf, sitzt im Zuchthaus, fünf Jahre hat er bekommen wegen Sittlichkeitsvergehen. Das ist die Situation, in der wir die Heldin des Buchs mit ihren kleinen Kindern zu Anfang finden, und diese Situation wird uns in all ihren Wirkungen und Folgen für die Mutter und ihre Kinder, für ihr Verhältnis zu einander und zu Andern, namentlich zu dem biederen, ehrlichen Plattner, Josefinens Vater, in knappen Strichen, die nichts Unwesentliches aus dem Auge lassen, und zugleich in vielen, wahrhaft dichterischen Details enthüllt. Sie kann den Mann, an den sie ihr Herz gehängt, nicht mehr achten. Sie kann es aber doch nicht hören, ohne daß sich ihr Innerstes dagegen aufbäumt, wenn ein Anderer, und ists auch ihr Vater, ihn einen Schuft nennt, der nun gestrichen ist aus der Liste der Lebenden, der auch Josefine Nichts mehr angeht. Etwas lehnt sich in ihr dagegen auf, Etwas wie Mitleid und die Rücksicht auf ihre Kinder, die seinen Namen tragen, den sie nicht zu opfern vermag. Und dies ewige Fragen der Kinder nach dem Vater, der so lange verreist ist, wohin er gereist, wie lange er noch fortbleibt. Und die tiefe Angst, wenn sie ihren Sohn ansieht, der jetzt schon dem Vater so ähnlich ist. Wie soll das werden diese fünf langen Jahre, da der Mann hinter Schloß und Riegel sitzt, und wie wird es nachher werden, wenn der Zuchthäusler wieder frei wird? Sie fühlt, daß sie solche Fragen lähmen, zu Allem untüchtig machen, und sie muß doch für ihre Kinder sorgen, sie selbst ist noch zu jung und tatkräftig, um einfach da zu sitzen und zu warten, fünf schreckliche, endlose Jahre lang. Als tapfere Frau kommt sie zu einem Entschluß: Arbeiten, in der Arbeit aufgehen, in ihr alles Andere vergessen. „Arbeit, mein Opium“ nannte Frau Frapan zuerst ihr Buch. Josefinens Mann war Arzt, so wird sie auch Medizin studieren:

> Und so begann Josefine zu studieren wie ein Student und unter Studenten. Und ihre schmerzhafte Aufregung verwandelte sich in rastlose Tätigkeit, und eine Fülle von Kraft strömte ihr aus der Arbeit entgegen.

Mit diesen Worten schließt das erste Buch des Romans. Man kann sagen, eine in sich geschlossene Novelle ausgezeichneter Art.

Sie studiert in Zürich, und nun werden wir hineingeführt in das Leben und Treiben der Studenten und Studentinnen an dieser Hochschule, die sich ja schon lange auch den Frauen aller Länder gastlich geöffnet hat. Frau Josefine findet bald gute Kameraden unter älteren Studenten, namentlich Ausländern, d. h. nicht Reichsdeutschen und Schweizern, die ihr behilflich sind, die den weiblichen „Kollegen“ behandeln wie Ihresgleichen und sich auch an ihn um Rat wenden, wenn es not tut. Aber sie erlebt auch manche Roheit und empört sich darüber mit aller Kraft ihrer Seele. Sie muß hinein in das Fegefeuer der Anatomie, die Hölle der Klinik, wo das „Leben

zum Leben schreit, vor dem Tode. Es schrie um Hilfe mit seinen Wunden, seinem Elend, seiner Verkrüppelung.“ Josefinens mitleidige Frauenseele leidet große Qualen, die „wissenschaftliche Haltung“, vor den Leichen des Präpariersaals mühsam errungen, zerbricht immer wieder vor dem lebendigen Leiden. Aus ihrem Studium erwachsen ferner schwere Konflikte für die Mutter in ihr. Will sie es als Aerztin zu Etwas bringen, braucht sie jede Stunde zur Arbeit, findet keine Zeit mehr für ihre Kinder, die sich innerlich immer weiter von ihr entfernen, für die sie kein scherzhaftes Wort mehr übrig hat und keine Minute zu harmlosen Spielen. Die Arbeit ist kein Opium mehr, kein Betäubungsmittel, sie wird zu einem oft recht schmerzhaften Mittel seelischer Vertiefung und sittlicher Loslösung von allen konventionellen Moralen, sittlicher Befreiung.

Wird dem ersten Buche seine künstlerische Form und sein innerer Gehalt geprägt durch die äußere Lebenskatastrophe, die über Josefine hereinbrach, so erhält dies zweite Buch eine besondere Färbung und eine andere Sprache durch seine ganz anders gearteten Konflikte. Da diese beiden Bücher aber ein und demselben Roman angehören, so muß man hier von einem künstlerischen Fehler reden, denn die Einheitlichkeit des Werkes wird durch die gar zu große Verschiedenheit der Sprache, des Tempos der beiden ersten Bücher ernstlich gefährdet. Sie stehen nebeneinander wie zwei besondere Werke, aber nicht wie zwei Teile ein und desselben Organismus. Daß eine Wandlung im ganzen Leben der Heldin auch die Darstellungsmittel wandelt, ist selbstverständlich. Aber es ist Sache der künstlerischen Ueberlegung, darin nicht zu weit zu gehen. Ilse Frapan hat das in diesem zweiten Buch, auf das ich noch einmal zurückkomme, vergessen über der Wucht all des schmerzlichen, eigenen Erlebens, dem es Gestalt zu geben galt. Daß hier Josefinens Schmerzen identisch sind mit denen ihrer Dichterin, fühlt man aus jeder Zeile. Es beeinträchtigt an sich auch nicht im geringsten den litterarischen Wert des Buchs, da Josefine so angelegt und zur Darstellung gebracht ist, daß sie sehr wohl einmal Ilse Frapan sein kann. Nur mit Rücksicht auf das Ganze hätte das zweite Buch etwas mehr auf den Ton des ersten gestimmt werden sollen, oder umgekehrt. —

Mit dem dritten Buch tritt ein neuer Mensch in Josefinens Leben. Fortan empfängt sie ihre Kraft und ihre Unruhe nicht mehr nur aus ihrer Arbeit, sondern auch von ihm. Es ist ein älterer, armenischer Student, Hovannessian:

> Vor ihr war noch dieser seltsame dunkle Kopf, ihr vertraut aus alten Zeichnungen und Bildern. Aber dieser fremde Mann war ihr nicht nur aus alten Zeichnungen und Bildern vertraut . . . Von den Gedanken dieser Stirn glaubte sie die meisten zu kennen . . . Von der hellen überströmenden Güte dieser ernsten Züge hatte sie als junges Mädchen geträumt . . . Er war also in der Welt?

Diesen Hovannessian liebt Josefine. Auch ihre Sinne machen ihr zu schaffen, die so lange geschlafen und wie tot waren. Auch Hovannessian liebt sie. Aber sie können nicht zusammenkommen, denn Josefine kann ihren Mann nicht preisgeben, den Vater ihrer Kinder. So verehrt sie denn in Hovannessian immer mehr nicht einen Menschen von Fleisch und Blut, sondern die Verkörperung alles Edlen, Hohen und Guten. Ihr Mann kehrt aus dem Zuchthaus zu ihr zurück, körperlich und geistig völlig gebrochen. Er bereitet ihr noch viel Kummer, fügt ihr noch viel Böses zu. Auch mit den Kindern hat sie viel Sorge und Elend, namentlich mit ihrem Sohn. Aber über all dem Schweren leuchtet als Trost und Stärkung für ihr ganzes Leben jener Armenier. Daß es solche Menschen gibt, immer wieder gibt, verleiht ihrem Glauben an eine bessere Zukunft immer neue Kraft, läßt sie auch für die Menschheit noch Alles hoffen. Es ist sehr gut und fein beobachtet, und es wird im Leben gerade solcher Frauen gewiß oft so sein, daß sie, allem Kirchenglauben entfremdet, in dem nimmer rastenden Trieb nach Reinheit und Hoheit schließlich diesen Drang irgendwie objektivieren in einem einzelnen Menschen, einem Mann, der ihnen dann wie die Verkörperung alles Guten, aller Ideale erscheint. Aber auch hier kann man Ilse Frapan-Akunian nicht den Vorwurf ersparen, daß dieser Hovannessian zu unkörperlich ausgefallen ist, daß er garnicht mehr wie ein staubgeborener Mensch wirkt, ein Wesen wie wir, mit Fehlern und Mängeln, sondern wie eine Abstraktion, die, so sehr sich auch Josefine an ihr erwärmt, dem Leser nicht warm machen kann, weil er dies Idealwesen nicht sieht, weil es nicht gestaltet, sondern konstruiert ist.

Wir sehen also, das Buch hat nicht unbeträchtliche, litterarische Mängel. Es ist nicht einheitlich genug komponiert, sondern zerfällt in verschiedene, leicht voneinander lösbare Teile. Es wächst sich nicht organisch aus nach allen Seiten hin, was bei jedem großen Kunstwerk der Fall ist. Bei der Darstellung von Hovannessian verliert die Dichterin zuweilen allen festen Boden unter den Füßen; und der Dichter muß nun einmal fest auf der Erde bleiben, darf sich nie ganz von ihr loslösen, wie hoch ihn auch seine Ideen und Ideale in die Wolken tragen mögen. Aber daneben weist „Arbeit“ auch wieder Vorzüge auf, die das Buch weit über den Durchschnitt erheben. Es ist nicht nur Vieles vortrefflich beobachtet und dargestellt, es finden sich nicht nur Partien von außerordentlicher, plastischer Kraft, sondern es weht auch ein so starkes sittliches Pathos durch das ganze Buch, wie es sich in dieser Art nicht häufig findet bei modernen Romanen. Zwar gefährdet das im Verein mit dem feurigen Temperament der Dichterin zuweilen das Künstlerische an dem Kunstwerk, aber wir Alle sind, wie ich glaube, des rein Artistischen, und mag es noch so vortrefflich sein, müde; die moderne Litteratur hat uns mit Beobachtungen, Schilderungen so überfüttert, daß solch ein Pathos zum wahren Labsal wird. Man vernimmt wieder eine Seele, sieht nicht nur einen Beobachter. Und das ist es, wonach Viele lechzen.

3

Nun noch Einiges, was dieses Buch für die Christliche Welt besonders interessant und beachtenswert macht: Josefine in ihrem medizinischen Beruf und als Frauenrechtlerin.

In Zürich hat man es der Dichterin besonders verübelt, daß ihre Josefine so viele schlechten Erfahrungen gerade mit schweizerischen und deutschen Studenten und Dozenten macht, unter denen sich manche durch Roheit den studierenden Frauen gegenüber, wie auch durch Roheit in ihrem Beruf traurig hervortun.*) Auch ihre Freundin Helene findet besonders harte Worte gegen Deutschland:

> In unserem teuren Deutschland ist für uns der Tag überhaupt noch nicht da . . . In Rußland drückt man ohne Unterschied des Geschlechts. Was zur Partei der Intelligenz gehört, ist verdächtig. Bei uns (sie meint Deutschland) gibt es keine Partei der Intelligenz, es gibt nur politische Parteien, die Studenten haben keine Meinung oder sind gegen uns, und das höhere Streben der Frau ist nicht verdächtig, sondern verächtlich. Verstehst du? Großer Unterschied!

Was Josefine an Roheiten gerade von Deutschen erfährt, macht jedenfalls nicht den Eindruck, als sei es von Ilse Frapan aus Haß gegen die Deutschen mit den Haaren herbeigezogen, sondern man fühlt es deutlich, sie hat das eben tatsächlich so erlebt. Diese Deutschen waren tatsächlich roher als die Studenten und Dozenten anderer Nationen. Diese Klage steht nicht vereinzelt da, man hört sie oft, viel häufiger, als einem als Deutschen lieb sein kann. Und wenn man ein wenig bei andern Nationen herumgekommen ist, fiel einem auch nicht selten auf schon im Verkehr auf der Straße, in Eisenbahnen, auf Schiffen, in Trambahnen, daß draußen oft ein weit zuvorkommenderer Ton herrscht als bei uns. Ich für meine Person kann Josefine nur Recht geben. Viele Deutsche sind in der Tat gegen die Frau in der Oeffentlichkeit, wo sie nicht mehr durch die Konvention geschützt ist, unhöflicher und

*) Soeben geht mir die Julinummer des in Zürich erscheinenden Neuen Postillon zu: humoristisch-satirisches Monatsblatt der schweizerischen Arbeiterschaft. Diese Nummer des sozialdemokratischen Blattes nimmt sich sehr energisch der Arbeit und ihrer Verfasserin an, die, wie es in ihm heißt, von Professoren und Studenten der medizinischen Fakultät Zürich in Verruf erklärt wurde. Es werden da unter Namensnennung der Universitätsstädte eine Reihe von Experimenten aufgezählt nach Art des von Professor Neisser in Breslau unternommenen, die, wenn ihnen die Wirklichkeit entspricht, allerdings himmelschreiend sind.

roher als andere Leute, und gerade deutsche Medizinstudierende zeichnen sich auf der Anatomie usw. durch einen oft unerträglichen Zynismus aus.

Und was Josefinens Freundin, Helene, sagt? So allgemein, wie sie den Vorwurf ausspricht, klingt er ungerecht, trifft auch gewiß nicht auf alle Deutschen zu. Aber das offizielle Deutschland steht zur studierenden Frau doch tatsächlich nicht viel anders. Und die Studenten? Zu meiner Zeit hatten sie in ihrem Gros in der Tat keine Meinung und fanden zumeist das höhere Streben der Frau verächtlich, ja lächerlich. Ob es in den letzten zehn Jahren da von Grund aus anders geworden ist, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber noch Vieles anders werden muß, gerade unter den Studenten, ist sicher. Daß es gerade unter deutschen Dozenten ihrer noch mehr als genug gibt, die dem Studium der Frau nicht nur mit Mißtrauen, sondern mit offenem Hasse gegenüberstehen, weiß Jeder, der in Universitätsstädten gelebt hat. Es gibt wohl kaum eine deutsche Universität, wo nicht geradezu Wunderdinge von diesem und jenem Dozenten in dieser Beziehung erzählt werden. Manches mag erfunden und übertrieben sein, aber auch dann bleibt es bezeichnend für die Situation. Jedenfalls gehört gerade für eine studierende Frau sittlicher Mut dazu, Schäden, die sie kennen gelernt, so rücksichtslos zu verurteilen, denn aus ihren eigenen Kreisen wird ihr der Vorwurf kommen, daß sie dadurch die Lage der studierenden Frauen nur erschwert habe, die sich ihre Position sowieso teuer genug erkämpfen müssen. Solche Auslassungen werden in manchen Hochschulkreisen die Stimmung gegen die studierende Frau nicht verbessern. Man mag Kollegien schwänzen, das ist nicht schlimm, das gehört sozusagen mit zu den geheiligten Rechten der Jugend, man mag mit der akademischen Freiheit auch einigen sonstigen Mißbrauch treiben, auch da drückt man manches Auge zu, aber kritisieren soll man nicht, das ist höchstens Aufgabe der Alten, in der Institution Ergrauten. Es war auch gewiß unklug, Josefine gerade in Zürch diese Beobachtungen machen zu lassen, wo die studierenden Frauen relativ günstig gestellt sind. Wem aber die praktische Klugheit nicht unter allen Umständen höher steht als der sittliche Mut, wird Ilse Frapan seine Achtung nicht versagen.

Aber Josefine rüttelt an dem Beruf selbst, dem sie sich hingegeben; es kommen ihr die quälendsten Zweifel an seinem tieferen, humanitären Wert. Denn es will ihr scheinen, als würde auch in ihm, wie so oft und überall, gar sehr Mittel und Zweck verwechselt. Sie drückt das einmal so aus:

> Die Humanität erforderte, daß die Glastische zum Abschneiden der zerschmetterten und verfaulten Arme und Beine von Glas und Eisen seien, daß die Aerzte große Gehälter bekämen, und daß die guten, hoffnungslosen Pflegerinnen gestärkte Häubchen trügen; aber Keinem fiel es ein, daß die Humanität eigentlich erforderte, daß man Mittel ausdächte, wie alle diese so außerordentlich human aussehenden, grausig-appetitlich sich darstellenden Personen und Dinge überflüssig zu machen seien.

Und an einer andern Stelle:

> Aus Mangel, in ungesunden Massenwohnungen wurden die Kranken krank, und wenn sie krank waren, dann nahm man sie in die Kliniken auf, damit die Studenten an ihnen lernten . . . Aber Niemand dachte daran, daß es einzig mitleidig, menschlich und vernünftig wäre, Niemand aus Mangel an Nahrung in gesundheitsschädlicher, abstumpfender Arbeit und in schlechten, engen Wohnungen krank werden zu lassen.

Aehnlich wie Tolstoi in „Auferstehung“ zieht sie von ihrem Beruf und ihren persönlichen Erfahrungen aus die Konsequenzen für den sittlichen Wert oder vielmehr Unwert der bestehenden Gesellschaftsordnung:

> Wie die Made im faulen Fleisch, wie der Richter im Verbrechen, so sucht und findet der Arzt und das Heer seiner Gehilfen in den Krankenhäusern und Kliniken eine auskömmliche Existenz. Und darum liegt es im Interesse der Interessenten, daß faules Fleisch, Verbrechen und Krankheiten immer in genügender Masse vorhanden seien; und alle Reden von Humanität, Wohlfahrtseinrichtungen, Fortschritten der Zivilisation sind bei der heutigen Ordnung der Dinge und im Munde der sich darin Wohlbefindenden Lüge und Betrug!

Wenn Tolstoi derlei schreibt, sagen die Einen: der Mann hat Recht und jubeln ihm zu; die Andern: wenn er auch nicht Recht hat, so geben seine Aeußerungen doch zu denken und zu lernen, — jedenfalls nehmen Alle respektvoll sie hin; daß der „Arbeit“ es selten so gut geht, liegt gewiß nicht zum wenigsten daran, daß Tolstoi fern in Rußland schreibt, was immer noch den geheimen Vorbehalt zuläßt: bei uns ist es so schlimm nicht. Da Frau Frapan-Akunian Tolstoische Methode und Tolstois Ethik direkt und mit demselben Erfolg auf deutsche Verhältnisse anwendet, brennt die Geschichte etwas sehr auf der eigenen Haut. Ich bekenne mich zu der zweiten Gruppe, die sagt: es giebt zu denken und zu lernen, und ich versage der Dichterin den Respekt vor ihrer Meinung und ihrem Wollen nicht, weil die Schläge, die es absetzt, diesmal nicht im fernen Rußland niederfallen, sondern auf meine eigenen Backen.

Wenn Frau Josefine aber den Beruf der Frau in öffentlichen Berufen in Folgendem sieht:

> Daß wir Frauen zu einer Art Revision des Männerstaates berufen sind. Daß die ganze Frauenbewegung diesen Sinn und Zweck hat. Revisorinnen im Dienste der Menschlichkeit, die halt doch, und wärs auch im Schneckengang, vorwärts geht! An all die Versteinerungen unsern schlicht menschlichen Maßstab anlegen, mit unserm vielgescholtenen Gefühl ihre kalten Verstandeswerke prüfen und sehen, was stand hält, was nicht — was wirklich nützt, was ganz entschieden schadet . . .

so hat diese Frau meinen vollen Beifall. Denn ich bin auch der Meinung, daß das Ziel der Frau im öffentlichen Beruf nicht dahin geht, daß sie grade so viel Geld verdient wie der Mann und grade so viel leistet wie er in dem betreffenden Fach, sondern daß sie ihn nach ihrer innersten Art ergänzt, weil jeder Beruf erst dadurch wirklich ein Ganzes wird. Mein Ideal wäre sogar, daß möglichst viel Berufsgenossen beiderlei Geschlechts sich heirateten, denn das gäbe ganz neue Möglichkeiten zur Vervollkommnung der Berufe und der Ehen.

Und noch Eins rühme ich an diesem Buch, was die extremen Frauenrechtlerinnen an ihm gewiß ärgert. Josefine arbeitet, sie arbeitet sogar viel zu viel, wie leider die meisten studierenden Frauen, aber trotz aller Arbeit ist sie nicht ganz befriedigt, erst als Hovannessian in ihren Gesichtskreis tritt, lebt sie wieder ein ganzes, volles Leben. Das ist kein Manko an der Frau, denn dem rechten Mann geht es gradeso. Richard Dehmel hat nicht so unrecht, wenn er in seinem letzten Buch einmal sagt: Das Recht der Frauen ist der rechte Mann.

Hans Fischer

Ethische Probleme

Durch den Siegeszug der Naturwissenschaften und die fortwährende erfreuliche Popularisierung ihrer Resultate sind die metaphysischen Probleme einerseits in den Hintergrund gedrängt, andrerseits aber auch verschärft worden. Vielen unter den Denkenden ist die Frage sehr ernst geworden, ob unser Wollen einen Sinn hat, oder ob wir vielleicht wie die Puppe am Draht nach fremden Naturgesetzen handeln, die uns nicht bewußt sind und nicht empfindbar. Und während sie Sichten und Eins gut, das Andre schlecht nennen, wird ihnen ungewiß, ob wir das Recht haben, und woher wir den Maßstab nehmen, den Dingen verschiedene Werte beizumessen.

Max Wentscher, der schon in einem früheren Werke über „psycho-physischen Parallelismus“ das Problem der Willensfreiheit behandelt hat, sucht in seiner im vorigen Jahr erschienenen Ethik*) diese beiden Fragen zu lösen. Seine Lösung scheint mir eine besonders einleuchtende. Er lehnt jede äußere, gesetzgebende Instanz für die Begründung unsrer ethischen Wertungen unter dem psychologischen Gesichtspunkt ab, daß dadurch wohl ein Zustand des Zwanges, niemals aber das Gefühl der Verpflichtung, das wir tatsächlich in unserm Bewußtsein vorfinden, erklärt würde.

Aber auch der Geschichte glaubt er die ethischen Wertmaßstäbe nicht entnehmen zu dürfen, denn die geschichtliche Betrach-

*) Max Wentscher: Ethik. Leipzig, J. A. Barth 1902. 368 S. geb. 8,50 Mk.

tung des Geschehens setzt selbst schon ein wertendes Bewußtsein voraus.

So sieht er sich genötigt von einer Analyse des Bewußtseinsinhalts selbst auszugehen, durch die er auf die bewußten Funktionen des Gewissens geführt wird, die zugleich ein Erkennen und ein Werten sind. Freilich sind die Gewissensvorgänge lange nicht die elementarsten Funktionen des Bewußtseins, aber der Verfasser ist nicht gezwungen, über sie noch weiter zurückzugehn, da er den Nachweis führt, daß das, was er unter Gewissen versteht, eine allgemein menschliche Veranlagung sei.

Dabei faßt er den Gewissensvorgang auf als eine Vergleichung unsrer Verhaltungsweise mit unsern permanenten, uns dauernd leitenden Interessen, die wir Pflicht- und Idealvorstellungen nennen. Ich halte diese Fassung für überaus glücklich, denn es liegt in ihr eine strenge Abschließung gegen jedes nur von außen aufgelegte Sittengesetz. Pflicht ist für mich mein eignes dauerndes Interesse; woher der Inhalt der Pflicht stammt, ist dann zunächst gleichgiltig, denn sie wird zur Pflicht erst dadurch, daß ich selbst sie als solche anerkenne. Nun ist also die Frage nicht mehr, woher unsre Pflichtvorstellungen ihren Inhalt nehmen, sondern wie wir dazu kommen, gewisse Inhalte zu dauernden Interessen, zu „Pflichten für uns“ zu erheben.

Hier kann aber ganz sicher zugestanden werden, daß es dauernde Interessen überall in der Menschheit gibt, sobald sie über die Tierstufe hinausgehoben ist, und daß das Bewußtsein jedes Subjekts auf die von ihm selbst ausgehende Verletzung seiner Interessen reagieren wird, d. h. aber, daß es überall Pflichtvorstellungen und Gewissensvorgänge gibt.

Welches ist nun solch ein dauerndes Interesse? Es liegt auf der Hand, daß man hier keine detaillierten und zugleich allgemeingiltigen Umrisse geben kann. Formeln können nicht anders als formal sein, und sie leisten, was sie sollen, wenn sie helfen, die mannigfaltige Wirklichkeit zu sichten und zu erkennen. Es handelt sich darum, ethische Axiome, also absolut allgemeingiltige, zu finden. Zunächst werden alle Arten des Eudämonismus, werden auch die idealistischen Prinzipien der Vollkommenheit, der Gerechtigkeit usw. als ethische Axiome abgelehnt, weil sie der Urforderung der Allgemeingiltigkeit nicht entsprechen können. Das Ziel wird dann gefunden durch Ausscheidung aller fremdartigen Elemente: die Richtlinien des Wollens müssen in der Natur des Wollens selbst liegen. Daraus ergeben sich die beiden ethischen Axiome: Ausprägung wahrhaft eigenen Wesens und fester Grundsätze eines vollendet eignen, freien Wollens — und: kraftvollster und umfassendster Gebrauch der Fähigkeit freier Betätigung eignen Wesens. Mir scheint, daß diese Axiome in der Tat genug und nicht zu viel sagen, daß sie auch für die ethische Wertung der geschichtlichen Vergangenheit wie der Gegenwart die brauchbarste Handhabe liefern.

Im zweiten Teil seines Werkes behandelt Wentscher dann die von uns zuerst aufgeworfene Frage: können wir überhaupt frei wollen? die dahin erweitert wird: können wir frei handeln? da ein freies Wollen ohne die Möglichkeit demgemäß zu handeln ein Spott der Natur wäre. Hier wird aber im Grunde nicht nur das Problem des Determinismus erörtert, sondern das der Geschlossenheit der Naturkausalität, die Wentscher bestreitet. Das ist nun freilich sehr unmodern, bestreitet der Verfasser doch auch die landläufige Auffassung des Gesetzes der Energieerhaltung, die uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, und doch wüßte ich gegen seine Argumente Nichts einzuwenden. Die Annahme der Physik, daß potentielle und kinetische Energie sich ineinander umsetzen, ohne daß der Termin dieser Umsetzung festgelegt wäre, läßt sehr wohl außerphysische Kräfte zu, die lediglich diese Umsetzung bewirken, ohne neue physische Energie hinzuzubringen. Damit wäre der Physik gegenüber die Möglichkeit freien Handelns gewonnen; aber Wentscher wendet sich auch gegen den religiösen Determinismus, und das dürfte uns hier doch besonders interessieren. Als religiöse Instanzen kommen hier Gottes Allmacht und Allwissenheit in Betracht — aber eigentlich doch nicht als religiöse, sondern nur als logische. Denn die Allmacht, die „eine automatenhafte Welt bloßer Marionetten“ schafft, damit die Allwissenheit alles Künftige sicher vorherwisse, ist gar kein religiöser Gedanke, sondern eine Ausgeburt logischer Konsequenzmacherei, die von einer willkürlichen Definition des Gottesbegriffes ausgeht.

So wäre auch auf diesem Gebiete Freiheit gewonnen, aber natürlich nicht Freiheit als absolute Willkür, sondern als Betätigung des durch eignes Wollen gebildeten Charakters, und so führt diese zweite Frage in die erste zurück.

Ich habe hiermit natürlich nur in gröbsten Zügen die Hauptlinien des interessanten Werkes gezeichnet, Einzelheiten würden ja zu weit führen. Doch möchte ich zum Schluß noch die Frage aufwerfen: wie stellt sich die Religion zu dieser Ethik? Und zwar 1. zu den ethischen Axiomen und 2., abgesehen von dem oben gekennzeichneten religiösen Determinismus, zur ethischen Freiheit. Zunächst: um das Rein-Religiöse kann es sich gar nicht handeln, denn das wird von ethischen Fragen nicht berührt, sondern nur um religiöse Ethik, oder sagen wir gleich, um christliche Ethik, da andere nicht in Betracht kommt. In dieser Beziehung gibt Wentscher auf die erste unsrer Fragen selbst die Antwort, indem er das christliche Prinzip der Liebe als vornehmsten Inhalt in die Form seiner ethischen Axiome faßt. Allerdings nicht die Liebe, die einfach des Andern Wohlsein will und ihn in seinem empirischen Selbst bekräftigt, sondern die, die ein Zusammenschluß ist, gemeinsame Ideale zu erstreben und so das eigne Wollen zu gemeinsamem zu erweitern. Diese wird von selbst darauf bedacht sein, wo es irgend not tut, auch die materiellen Grundlagen, die zu idealem Streben Schwungkraft geben, zu schaffen. Ich denke, wir können uns daran genügen lassen, denn die Gemeinschaft derer, die nach idealen Zielen streben, die ist für uns „Reich Gottes“.

Zuletzt noch die andre Frage: wie verträgt sich unser Gefühl, ja unser Bedürfnis nach religiöser Gebundenheit mit ethischer Freiheit? „Nicht ich lebe“, ist das nicht eine runde Verneinung des freien Willens und der eignen Persönlichkeit? Das Problem ist viel zu groß, um es in kurzen Worten zu behandeln, darum nur eine knappe Andeutung: gerade dies „nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“, diese völlige Hingabe des Selbst an die unendlich höhere Persönlichkeit, scheint mir unmöglich, wenn der Wille mit den Ketten der Notwendigkeit belastet wird. Religiöse Gebundenheit fordert ethische Freiheit; im Grunde empfindet das auch Jeder; denn es hat nie Jemand gewagt, seine Sünde aus religiöser Gebundenheit abzuleiten, und andrerseits fühlen wir alle, daß die Hingabe an den göttlichen Willen eine sittlich freie Entschließung fordert.

Else Pfleiderer

Lutherworte

Der Teufel ist dem Wort Gottes feind, darum gehet er umher und sucht allenthalben eine Lücken, da er zu uns kommen möge und uns martern — und solltens auch unsre Freunde tun, die uns billiger raten und helfen sollten.

Brief vom 13. November 1834*)

Zum Kampf gegen die Sozialdemokratie

Was auch sonst in den letzten drei Nummern uns im Hinblick auf die Sozialdemokratie gesagt worden ist, so waren die Männer, die das Wort genommen haben, darin einig, daß die Sozialdemokratie für uns als evangelische Christen und für unsere Kirche eine politische Partei sei wie die andern auch. Sie haben damit die Artunterschiede der Parteien nicht anzweifeln wollen, nur Einer Gattung haben sie die sozialdemokratische mit zugezählt.

*) Neu, in dem soeben erschienenen zehnten Bande des Briefwechsels, herausgegeben von Enders. D H

Wer anders steht und die Sozialdemokratie als die allein unmögliche unter unsern politischen Parteien ansieht, kann seine Meinung auf zwiefache Weise zu erhärten versuchen. Entweder indem er ihr Programm und ihre Theorie hernimmt und deren Unverträglichkeit mit vaterländischer und religiöser Gesinnung nachweist. Dieser Weg liegt den prinzipiell und philosophisch Gerichteten unter uns näher; insbesondere kommt den Theologen dabei ihre seit Jahrhunderten geübte Virtuosität zu Hilfe, aus Sätzen des Gegners Konsequenzen zu ziehen, die er selbst nicht zieht. Wobei dann freilich dem Gegner umso leichter Unrecht geschieht, je mehr er selbst eine komplizierte Größe geworden ist. Das aber gilt heute von der deutschen Sozialdemokratie in hohem Maße.

Der zweite Weg liegt jedem schlichten Statsbürger und Kirchenchristen näher: man verurteilt den Gegner auf Grund des Anklagematerials, das seine agitatorische Praxis liefert. Alle die Mittel, die ein rücksichtsloser Kampfeseifer für gut findet und die man, selber mit in die Arena eingetreten, schmerzlich genug zu fühlen bekommt, müssen wider die Sozialdemokratie vernichtendes Zeugnis ablegen.

Ich bekenne meine immer größer gewordene Gleichgiltigkeit gegen die letztere Betrachtungsweise, während die erstere, richtig geübt und am rechten Orte, doch immerhin einen gewissen Wert hat. Aber was die Führung der Waffen betrifft, sowohl während des letzten Wahlkampfes wie im Klassenkampfe überhaupt, so komme ich je länger je mehr zu der Ueberzeugung, daß hier nur ganz relative Unterschiede mehr oder minder beklagenswerter Ausschreitungen vorliegen. Ich bezweifle also nicht im mindesten, daß auch vor der letzten Wahl die sozialdemokratische Agitation häßliche Formen angenommen hat, aber ich habe ein starkes Gefühl dafür, daß andere Parteien nicht weniger gesündigt haben. Und es kränkt mich mehr als alle sozialdemokratischen Fehlgriffe, wenn von entgegengesetzter Seite Religion und Christentum in einer Weise in den Wahlkampf hineingezogen werden, die weder klug noch redlich ist. Als Beispiel diene ein Flugblatt, das im Wahlkreise Angerburg-Lötzen wider die Sozialdemokraten hat dienen müssen. Es lautet:

Die Privatsache

Eine ostpreußische Geschichte aus unsern Tagen

Der junge Pfarrer saß an seinem Studiertisch, vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel. Am vorigen Sonntag war er in sein heiliges Amt feierlich eingeführt und hatte gelobt, seiner Herde ein treuer Hirte zu sein und besonders alle armen verirrten Schäflein in seiner Gemeinde zu suchen und wieder zurückzuführen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er wußte es und hatte eben durch Gemeinde-Aelteste gehört, daß die Verirrung und Verwirrung durch die Hetzer der Umsturzpartei schon seit mehreren Jahren in die Gemeinde gekommen sei. Gewiß, er wollte es tun, er wollte auch diesen verblendeten Seelen nachgehen und ihnen wieder zurechthelfen mit sanftmütigem Geist. Aber wie? Wirds gelingen? — Ein Gefühl des Bangens und Zagens erfaßte ihn. Er war in seinem Zimmer allein, und es dunkelte. Da sank er auf seine Knie und betete: „O Herr, hilf Du mir in meiner Schwachheit! Ach laß mich bald ein verlorenes Schäflein finden!" Dieses und Aehnliches erflehte er in heißem Gebet.

Da klopft es an die Tür. Es tritt ein unbekannter Mann herein.

„Herr Pfarrer, retten Sie mich, retten Sie mich vor der Verzweiflung!" spricht die dunkle Gestalt in gurgelndem Tone, wie Einer, der das Weinen zu unterdrücken sucht.

Indem der Geistliche seine Bereitwilligkeit, zu helfen und zu trösten, ausspricht, hebt er die Lampenglocke ab, um Licht zu machen.

„Herr Pfarrer, lassen Sie es dunkel sein; was sollen Sie das Antlitz eines Verruchten schauen!"

Der Geistliche bietet dem Unglücklichen einen Stuhl und ersucht ihn, sich niederzusetzen und sein Herz ihm auszuschütten.

„Ich bin der hiesige Schuhmachermeister G. . . . und wohne am Königsberger Tor. Vor fünfundzwanzig Jahren kam ich auf meiner Wanderschaft nach Ostpreußen und fand in hiesiger Stadt nicht nur Arbeit, sondern auch eine neue Heimat und mein größtes Glück. Ich verheiratete mich mit einem tugendsamen Mädchen. Wir waren unaussprechlich glücklich. Ich hatte viele Kundschaft und reichen Verdienst. Mein Weib war so gut und fromm. Sonntäglich gingen wir zur Kirche. Wir hatten zwei Kinder. Mein Sohn, ein kräftiger Bursche, wuchs heran und ging schon zum Konfirmandenunterricht. Da schickten die Sozialdemokraten aus Königsberg ihre Sendboten in unsere Stadt. Ich wollte anfangs von ihnen Nichts wissen. Sie gaben mir Schriften. Ich las sie. Das Gift wirkte. Ich ward bald ihr eifrigster Genosse. Die Folgen sind schreckliche gewesen. Die Sozialdemokraten lehren: »Religion ist Privatsache,« d. h. Niemand hat sich darum zu kümmern, Jeder mag glauben, was er will. Diese Weisheit brachte ich meinem Jungen auch bei und ließ ihn nicht konfirmieren, obwohl mich mein Weib auf den Knien und unter heißen Tränen darum bat. Ich erwiderte ihr: »Religion ist Privatsache.« Der Junge erlernte mein Handwerk. Zu jeder sozialdemokratischen Versammlung nahm ich ihn mit und gab ihm die Schriften der Sozialdemokraten zu lesen. Meine Frau verzehrte sich vor Gram. Bei der Reichstagswahl vor fünf Jahren war mein Bube einer der wildesten Agitatoren. Er bekam viel Geld für seine Dienste, trank eine Menge Branntwein und kam trunken nach Hause. Seine Mutter schalt ihn aus und fragte ihn: »Fürchtest du dich gar nicht mehr vor Gott?« Da wurde der Bube gleich einer wilden Bestie, erfaßte einen Schemel und schlug auf seine Mutter ein, indem er fortwährend schrie: »Religion ist Privatsache.« Nach vierzehn Tagen starb mein Weib, teils aus Gram, teils an den Folgen der erlittenen Mißhandlung. Mein Sohn kam ins Zuchthaus. Ich blieb mit meinem fünfjährigen Töchterchen allein zurück.

„Noch immer blieb mein Herz hart und verstockt, ja ich haßte Gott und die Menschen mehr als je zuvor, nur Eins war es, was ich über Alles lieben mußte: meine liebe Tochter, die kleine Marie, das leibhaftige Ebenbild ihrer Mutter. Vor vierzehn Tagen erkrankte sie — es war gerade an ihrem zehnten Geburtstage — und konnte nicht zur Schule gehen. Ich setzte mich an ihr Bett und streichelte sie. Da umschlang sie mich mit ihren Armen und fragte mich: »Lieber Vater, hast du den Heiland auch lieb?« Ich wußte Nichts zu sagen als: »Religion ist Privatsache.« Mariechen sprach: »Ich weiß nicht, was du sagst; aber ich möchte gern wissen, ob du dem Herrn Jesus gut bist?«

„Ich wußte meinem Kinde Nichts zu antworten als: »Deine selige Mutter hat ihn so sehr lieb gehabt.« Meine Tochter fiel bald in ein heftiges Fieber. In ihren Fieberphantasien stieß sie die Worte aus: »Jesu, hilf, hilf! — Armer Vater — Privatsache — böses Wort — häßliches Wort — Mutter, Mutter, komm!« Heute Nachmittag legte sich das Fieber. Sie rief mich ans Bett und fing an: »Bitte, lieber Vater, bete doch, bete doch für mich!«

„Als ich mein flehendes Kind anschaute, brach mir das Herz, ein Strom von Tränen ergoß sich aus meinen Augen und ich sagte: »Liebes Mariechen, dein Vater kann nicht beten.« Doch das Kind ließ nicht nach und flehte noch mehr: »Lieber Vater, mir ist so angst, bete, bete nur ein wenig, nur ein kleines Gebetlein!« Ich schluchzte laut: »Kind, liebes Kind, ich kann nicht beten.« Das Kind fing an zu winseln und zu wimmern: »Bete, bete, bete doch, lieber Vater!« Da stürzte ich mich auf meine Knie und schrie laut: »Vater, der du bist im Himmel —« Weiter konnte ich nicht, stockte und stammelte. Mein Kind betete aber leise weiter — bis zu Ende. Als ich mich von meinen Knien erhob, war sie — eine starre Leiche.

„Das ist meine Geschichte, Herr Pfarrer. »*Die Religion ist Privatsache.*« *Das ist ein teuflisches Wort.**) Fluch denen, die es mich gelehrt! Dieses Wort ist die Ursache meines ganzen Elends. Herr Pfarrer, gibt es für mich armen Sünder noch Vergebung? Der junge Seelsorger wies auf das Kruzifix hin, das über seinem Pulte stand, und hielt dem Unglücklichen alle Gnadenverheißungen und Tröstungen desjenigen vor, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Lange blieben sie noch Beide zusammen am selbigen Abend, der Hirte und das gefundene Schäflein. Als sie sich trennten, konnte der Eine getrost sprechen: „Jesus nimmt die Sünder an, mich auch hat er angenommen."

Auf dem schwersten Gange, hinter dem Sarge seines Kindes, stand der junge Seelsorger dem tiefgebeugten Vater zur Seite. Aus den Schlingen der Sozialdemokratie ist er durch sein sterbendes Kind gerettet. Er ist ein Andrer geworden. Die Hetzschriften der Umsturzleute hat er verbrannt und liest nun unsern „Sonntagsfreund". Bei den „Genossen" und im Wirtshause sieht man ihn nicht mehr, desto häufiger im Gotteshause. Der Herr, der in ihm das gute Werk angefangen hat, wird es auch vollenden durch seine Gnade.

Diese Geschichte ist entnommen einem Büchlein, das im Verlage der Buchhandlung der Berliner Stadtmission erschienen ist: *Ostpreußische Erzählungen.* Aus dem Volk für das Volk. Von *Hermann Braun*, Superintendenten und Kreisschulinspektor in Angerburg. Stände sie nur dort gedruckt, würden wir kein Wort dagegen verlieren: wer diese Litteratur kauft, dem lohnt es nicht, sie zu verleiden. Wir bezweifeln ja nicht, daß es der Verfasser von Herzen gut gemeint hat. Aber als Kampfeswort im Namen der Religion und des Christentums verbreitet wird die Erzählung ein bitterböses Beispiel unwahrhaftiger und unfrommer Kampfesweise. Als der „Vorwärts" in seinem Feuilleton sie für seine Leser abdruckte, fügte er die sehr gute Bemerkung hinzu: „Um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerken wir ausdrücklich, daß es sich um keine sozialdemokratische Satire handelt." R

*) In der Vorlage gesperrt.

Predigten für unsere Laien

Es ist eine schwere Aufgabe, die neu erscheinenden Predigten daraufhin durchzusehen, ob sie sich für den Leserkreis unseres Blattes eignen. Und zwar nicht für die praktischen Geistlichen unter ihnen, denn denen traue ich zu, daß sie sich darüber aus andern Blättern unterrichten, sondern für die sogenannten Laien. Oft fragt man sich, wenn man sich in einen Band eingelesen hat, warum mußten denn diese Durchschnittsleistungen ohne ausgeprägte Eigenart überhaupt gedruckt werden? Hin und wieder stößt man auch auf wirklich bedeutende Predigten, aber sie passen nicht in die religiöse Stimmung hinein, die wir bei unsern Lesern voraussetzen. Nicht ihres „Standpunktes“ wegen. Bei wirklich guten Predigten vergißt man danach zu fragen. Sie sind aber aus einer anderen religiösen Stimmung heraus geboren. So beschränkt sich die anfangs große Masse der Predigtlitteratur auf eine engere Gruppe, aus der wir die Auswahl zu treffen haben.*)

Hier nenne ich an erster Stelle: Lahusen, Pfarrer in Berlin, Er wohnte unter uns. Berlin, Warneck 1902. 2 Mk. Ich kenne keine neuere Predigtsammlung, die sich so ausschließlich die Aufgabe stellte in das innere Leben Jesu einzuführen, und der das so trefflich gelungen wäre. Dabei zieht Lahusen klar und scharf die Verbindungslinien von dort zu uns. Er zeigt uns einen Jesus, der mit beiden Füßen auf dieser Erde steht, der ihr Leben lebt — und ihr doch nicht angehört:

> O heilige Majestät des Gottessohnes, du bist nicht wie wir, du trägst den Himmel in deinem Herzen, in dir ist der heilige Gott gegenwärtig auf Erden.

So sagt Lahusen, und Etwas von dieser Stimmung wurde in mir beim wiederholten Lesen dieser Predigten wach. Dabei wurde ich nie durch ein christologisches Schema oder eine aufdringliche Dogmatik gestört. Allerdings merkte ich, als ich das Bändchen aus der Hand legte, daß Lahusen dem Problem der Geburt Jesu aus dem Wege geht, vielleicht für seinen Zweck mit gutem Rechte.

Dann mag einer aus unserem engeren Kreise folgen: Erich Foerster: Das Ziel des Wollens. Tübingen, Mohr 1902. 2,20 Mk., geb. 3 Mk. Foerster hat sich in seiner Selbstanzeige dieser Predigten über den Anlaß und Zweck seiner Veröffentlichung selbst ausgesprochen. Vgl. Jahrgang 1902, Nr. 46. Den Zweck, den er sich gesetzt hat, hat er erreicht. Er kennt das Christentum seiner Zeitgenossen. Seine Predigten sind für suchende Seelen geschrieben, recht eigentlich für unsern Leserkreis, wie sie selbst von der geistigen Stimmung unseres Blattes getragen sind. Foerster tritt den modernen religiösen Problemen mit Absicht nahe. Er predigt dem Titel seiner Sammlung entsprechend ein Christentum der Tat mit ergreifendem Ernste. Daß Foerster klar denkt und spricht, wissen unsere Leser.

Bonhoffs Predigten (Leipzig, O. Wigand 1901. 3 Mk.) sind gedankenreiche formvollendete religiöse Reden für Gebildete. Wohl absichtlich streift er den christlichen Gedanken die biblische Form ab. Er redet durchaus modern und weiß sich in das innere Leben eines Menschen von heute zu versetzen, in dem das Religiöse oft nur als leise geheime Stimmung verborgen mit klingt. Dort knüpft er mit feinem Takt an, gewinnt durch die Schönheit, in der er uns seine modern empfundenen religiösen Gedanken mitteilt und reißt uns durch seine glänzende Rednergabe unwillkürlich fort. Und schließlich münden seine Gedanken in die Grunderfahrungen persönlichen freien Christentums ein. Auch gelesen fesseln diese Predigten — ein seltner Vorzug.

Die Predigten des Zwickauer Superintendenten D. Meyer: In Gottes Welt, Ein Jahrgang Predigten. München, J. F. Lehmann 1902. 6, geb. 7 Mk., verdienen schon um der Person ihres Verfassers willen unsere besondere Beachtung. Wir sind gespannt den wackeren Vorkämpfer des Evangelischen Bundes und Anwalt des „Los von Rom“ als Prediger kennen zu lernen. Und überall tritt uns die Person des Redners und die besondere Lebensaufgabe, die ihm zugewachsen ist: die Marienkirche in der sozial durchwühlten arbeitsfreudigen Stadt Zwickau als Hintergrund dieser Predigten entgegen. Aber auch wenn wir den Verfasser gar nicht kännten, so würden diese Predigten warm empfohlen werden müssen. Meyer ist ein Redner von ganz hervorragender Begabung. Unerschöpflich strömen ihm die Bilder und Worte zu. Schade, daß man diese Predigten lesen muß und nicht hören kann: man sollte sie wenigstens laut lesen. Ueber der leicht fließenden Form übersieht man leicht, daß hinter ihr sich ein tiefgründiges Studium verbirgt. Es handelt sich Meyer um den Kampf zweier Weltanschauungen, seine Predigten zeigen deshalb stark apologetische Züge. Auf die seelsorgerische Behandlung der einzelnen christlichen Persönlichkeit in ihrem Werden und ihrem Kämpfen legt er weniger Nachdruck. In der äußeren Form der Predigt geht er mit der Tradition, für die häusliche Erbauung sind die breit ausgeführten Einleitungen vor dem Text kein Vorteil. Trotzdem erwarte ich, daß diese Predigten sich ihren Platz in der häuslichen Erbauung gewinnen werden. Empfindet man zunächst bei ihnen einen ästhetischen Genuß, so löst sich dieser bald in einen tieferen religiösen Eindruck aus. Ich legte die Predigten mit dem gestärkten Bewußtsein bei Seite, daß man es im Glauben mit einer großen herrlichen Sache zu tun hat, die sich in der Gegenwart wohl sehen lassen kann.

Otto Baltzer

*) Um der Schwierigkeit einer Kritik der Predigtlitteratur, wie sie gerade für unser Blatt besteht, wirksam zu begegnen, werden wir den Versuch machen, die Besprechung von Predigtbüchern in die Hände von Laien zu legen. Wer von unsern nichttheologischen Lesern und Freunden stellt sich zur Verfügung? D H

Verschiedenes

Leo XIII. und Pius X. Unsre Leser werden ein Wort zu dem Personenwechsel auf dem päpstlichen Stuhl in diesen Spalten gern entbehren. Leo XIII. ist in unserm Jahrgang 1896 Nr. 40, 41, 47, 49—52 eingehend geschildert worden, 1898 haben wir in Nr. 48 und 52 dem damals „zukünftigen“ Konklave einen Aufsatz gewidmet. Wer sich jener Darbietungen erinnerte, wird an ihnen einen guten Leitfaden durch die Artikelflut dieser Tage gehabt haben. Sie zu vermehren lag für uns um so weniger eine Veranlassung vor, als wir die Sitte der Nekrologe — dies gilt Leo dem XIII. — überhaupt nicht pflegen und mit der Gabe der Weissagung — dies gilt Pius dem X. — nicht ausgestattet sind. Die römische Kurie ist heute ein sehr konstanter Faktor der Welt- und Kirchengeschichte, der Personenwechsel kann nicht allzuviel bedeuten. Daß man, wie es scheint, einen religiösen Papst gewählt hat, freut uns um der Religion willen; die politische und konfessionelle Lage erleichtert es nicht. Ueberaus fremd war uns Protestanten Vieles an den jüngsten Vorgängen in Rom; aber kritisieren hat wenig Wert; unser Wohl und Wehe hängt nicht von Rom ab, sondern von der innern Arbeit, die wir an uns tun: arbeiten wir unermüdet an der hohen Aufgabe, die uns gestellt ist, einer Kirche ohne Priestertum. R

Kleine Mitteilungen. Zu dem Schlußartikel Dr. Katzers in heutiger Nummer sei bemerkt, daß der Verfasser willens war, der Kölnischen Volkszeitung auf ihren Artikel vom 11. Juli zu antworten, aber auf den Wunsch des Herausgebers davon Abstand genommen hat. Die Kölnische Volkszeitung hatte seinen Artikel in Nr. 28 d. Bl. besprochen unter der Ueberschrift: „Es wird weiter gehetzt.“ Es genügt dawider zu bemerken: in der Christlichen Welt wird nicht gehetzt. Jeden entschiednen Widerspruch gegen Römisch-Katholisches in protestantischen Blättern katholischerseits unter diese Rubrik zu bringen geht wirklich nicht an.

Wie übrigens gewisse kirchenpolitische Gedanken, zu denen wir uns im vorigen Jahre bekannten, auch andern guten Protestanten sich immer mehr aufdrängen, beweist von Hanfstengels Artikel Interkonfessionelle Politik in Nr. 45 der Berliner Zeit.

Die theologische Fakultät Heidelberg hat beim jüngsten Jubelfest ihrer Universität eine feine und tapfere Tat getan. Sie hat Friedrich Naumann zum Doktor der Theologie ernannt. Das hilft hoffentlich dazu, daß er sein theologisches Herz nicht vergißt.

Es liegt uns viel daran, auf die der heutigen Nummer beiliegende Anzeige der Firma C. A. Schwetschke und Sohn die Theologen unter unsern Lesern besonders aufmerksam zu machen. Wie der Theologische Jahresbericht, so ist die damit verbundne und nunmehr gesondert angebotne Bibliographie der Unterstützung jedes wissenschaftlich mit fortschreitenden Theologen in hohem Maße wert. Wir kommen auf Beides, den Jahresbericht und die Bibliographie, demnächst eingehender zurück. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gotha. Dienstag 18. August $4^1/_4$ Uhr im Schützen: Individuelle, soziale, nationale Religiosität.

Magdeburg. Mittwoch 26. August Nachm. 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1. Unterrichtliche Behandlung des ersten Hauptstücks, besonders des 2. und 7. Gebotes.

Eisenach

Im Saal des Gewerbehauses

Dienstag den 29. September Nachmittag 5 Uhr Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch in Gießen: Der Offenbarungsgedanke im Christentum.

Mittwoch den 30. September Vormittag 9 Uhr Pastor Lic. Dr. Schian in Görlitz: Die evangelischen Kirchen und der Staat.

XXXII. Kongreß für Innere Mission in Braunschweig

vom 21. bis 24. September 1903

Montag den 21. September Konferenz des Zentral-Ausschusses und des Ortsausschusses, nachmittags 5 Uhr. — Eröffnungsgottesdienst im Dom, abends 6 Uhr. Predigt des Pastors Buschmann vom Marienstift in Braunschweig. — Begrüßungen, abends 8 Uhr im Ev. Vereinshaus, Lessingplatz 5.

Dienstag den 22. September Erste Hauptversammlung, vormittags 9 Uhr im Wilhelmsgarten. Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten Gaebel aus Berlin. Die Aufgabe der Innern Mission gegenüber der gegenwärtigen Gefährdung der christlichen Lebensanschauung durch antichristliche Geistesströmungen. Referent Professor D. E. Mayer aus Straßburg i. E. — Geschlossene Sitzung des Zentral-Ausschusses mit seinen Agenten und den Vertretern der Vereine und Anstalten für Innere Mission, nachmittags 3 Uhr. — Abendgottesdienst um 6 Uhr in der St. Martini-Kirche Predigt des Generalsuperintendenten D. Vieregge aus Magdeburg. — Freie Abendversammlung, abends 8 Uhr im Wilhelmsgarten. Ansprachen: Pastor Oehlkers aus Hannover und Pastor Weidauer aus Dresden über „Innere Mission und Gemeinde."

Mittwoch den 23. September Spezialkonferenzen. Die Prostitution und ihre Bekämpfung. Pastor Philipps aus Berlin. Vormittags 8 Uhr im Ev. Vereinshaus. — Die Fürsorge für die Fabrikarbeiterinnen. Regierungsrat Hirsch aus Magdeburg. Vormittags $10^1/_2$ Uhr im Ev. Vereinshaus. — Die Innere Mission und die Fortbildungsschule. Direktor Dr. Dunker aus Berlin. Vormittags 8 Uhr im Wilhelmsgarten. — Der Evangelische Christ und seine Zeitung. Referent: Pastor Swierczewski aus St. Ulrich bei Mücheln. Vormittags $10^1/_2$ Uhr im Wilhelmsgarten. — Abendgottesdienst um $6^1/_2$ Uhr in der St. Katharinenkirche. Predigt des Pastors Josephson aus Bremen. Freie Abendversammlung 8 Uhr im Wilhelmsgarten. Ansprachen: Superintendent Nelle aus Hamm und Musikdirektor Richter aus Eisleben über „Musik und Gesang in ihrer Bedeutung für unser deutsches Volksleben."

Donnerstag den 24. September Geschlossene Sitzung des Zentral-Ausschusses 2c. Vormittags 8 Uhr im Ev. Vereinshaus. — Zweite Hauptversammlung im Wilhelmsgarten. Vormittags 10 Uhr: Innere Mission und humanitäre Liebestätigkeit. Referent: Stadtpfarrer Dr. Wurster aus Heilbronn. Schlußwort des Vorsitzenden. — Schluß-Gottesdienst im Dom, nachmittags 4 Uhr. Predigt des D. Stöcker aus Berlin.

Wünsche an die Wohnungskommission des Kongresses, Lessingplatz 5, bis spätestens zum 14. September. Bureau von Montag 21. September an im Evangelischen Vereinshaus, Lessingplatz 5, unweit des Hauptbahnhofes. Mitgliedskarte 3 Mk. Familienkarten 5 Mk.

Berlin und **Braunschweig**, im Mai 1903.

Der Zentral-Ausschuß für Innere Mission
Vorstand des Ev. Vereins im Herzogtum Braunschweig
Orts- und Landesausschuß

Chronik der Christlichen Welt

11. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 32. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Elsaß-Lothringen — Religionsbekenntnis der Bevölkerung Deutschlands am 1. Dezember 1900 — Evangelische im Auslande: Statistik und Unionsbestrebungen der lutherischen Kirche Amerikas; Das englische Schulgesetz; Aus der Schweiz — Katholische Kirche: Bischofskonferenz in Fulda; Der Reformkatholizismus — Verschiedenes: Preßstimmen zu den Eisenacher Beschlüssen; Vermischte Nachrichten (Bischof Benzler; Ein theologischer Fakultätstag in Erfurt; Generalversammlung des Ev. Bundes; Lehrkonferenz in Mölln; Theol. Ferienkursus in Berlin).

Nr. 33. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Stimmen und Urteile über die Eisenacher Beschlüsse; Aus Elsaß-Lothringen (Schluß); Aus Schleswig Holstein (Halbjahresbericht 1); Aus Baden (Katholisches) — Römische Kirche: Das Papsttum und die öffentliche Meinung in Italien; Der neue Papst — Mission: Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden (Jahresbericht) — Verschiedenes: Nachklänge der Eisenacher Gemeinschaftskonferenz; Vermischte Nachrichten — Personalien.

Gesucht für ein Jahr von September oder Oktober d. J. an ein **Hauslehrer** (cand. theol. oder phil.) zu einem 13 jährigen Realgymnasiasten in **Baden-Baden.**
Stadtpfarrer **Fr. Ludwig**
in **Baden-Baden**

Hauslehrerstelle im Ausland in gebildeter Familie vom 1. Oktober an gesucht von cand. theol. Anfragen unter **R** an **D. Rade,** Marburg.

Cand. theol. wünscht in der Zeit von 1. Sept. 1902 bis 1. Febr. 1904 eine Hauslehrerstelle zu versehen. Anfragen unter **A. H.** an den Verlag der „Christl. Welt."

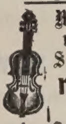
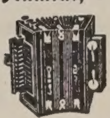
PIANOS von ℳ 350.– an.
Harmoniums von ℳ 80.– an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. **Illustr. Kataloge gratis-frko.**
Wilh. Rudolph, Giessen.

Ein akademisch gebildeter, unverheirateter Herr wird als aufsichtführender Lehrer, der zugleich englischen Unterricht erteilen kann, für Herbst an der **Deutschen Kolonialschule** gesucht. Meldungen an **Direktor Fabarius Witzenhausen.**

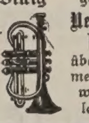
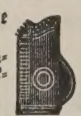
Kleiderraffer

über die Schulter zu tragen, in schwarz oder weiß, versendet gegen Einsendung von 90 Pf. portofrei
Friedrich Steffen, Niesky O. L.

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik
Markneukirchen
in Sachsen Nr. 227
Billig gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte Preisliste
über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Die Kellerei Wolfer Waisenheim

sucht durch eigene Arbeit einen kleinen Teil der jährlich erforderlichen grossen Summen zur Unterhaltung der Anstalt **Wolfer Waisenheim** mit ihren 130 ev. Kinder zu erwerben. Es werden **nur gute, preiswürdige Moselweine** geführt, von 50 Pfg. bis zu 4 Mk. Wer ein gutes Werk im Stillen unterstützen will, ohne dass es ihn etwas kostet, der verlange die Preisliste und bestelle seinen Bedarf an Moselwein bei der

Kellerei Wolfer Waisenheim **Wolf a. d. Mosel**
Station: Traben-Trarbach

Welche in **Krankenpflege** geschulte und erfahrene Jungfrauen schließen sich einem Liebeswerk im Ausland an? Gesicherte Lebensstellung. Anerbietungen erbeten unter **G R** bei der Redaktion dieses Blattes.

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. Ev. **Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

II. Ev. **Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Soeben erscheint:

Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag, gehalten auf der zweiten Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz 1903 von **D. Lütgert,** Professor der Theologie in Halle. 27 Seiten. 75 Pfg.

Reich Christi Verlag — **Berlin W. 10**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kürzlich erschienen:

Was soll die Gemeinde
aus dem
Streit um Babel und Bibel lernen?
Ein Vortrag
von
D. Karl Budde
Professor der Theologie an der Universität Marburg
Klein 8. **1903.** M. —.60

Die paulinische Erlösungslehre
im Konfirmandenunterricht
Von
Lic. **F. Niebergall**
Privatdozent in Heidelberg
8. **1903.** M. 1.60

Charakter und Tendenz
des
Johannesevangeliums
Von
D. W. Wrede
Professor an der Universität Breslau
8. **1903.** M. 1.25

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 37)

Zur äusseren und inneren Mission
Vermischte Vorträge und Aufsätze
von
† **P. E. Lucius**
Professor der Kirchengeschichte an der Universität Strassburg
8. **1903.** M. 2.—

Die Deutsche Evangelische Gemeinde in Florenz (Italien) sucht auf 1. Oktober mehrere **geübte weibliche Kräfte** für **Gemeindekrankenpflege** und Privatpflege.

Solche Jungfrauen oder Witwen von guter Erziehung, die sich **für den Dienst an der Gemeinde ausbilden** lassen wollen, wird hierzu von einem **Mutterhaus in Süddeutschland** gute Gelegenheit geboten. Anfragen an Pfarrer Dr. **Lessing,** z. Z. in **Tübingen,** Kepplerstr. 14

Höhere Privat-Knabenschule zu Obercassel bei Bonn

Das Winter-Semester beginnt den 10. September. Aufnahme mit dem 10. Lebensjahre. Kleine Klassen; schöne gesunde Lage der Anstalt; gute Pflege; stete Ueberwachung der Arbeiten. Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährigen Dienst. Prospekte durch den Direktor der Anstalt **Kalkuhl.**

Familien-Pension I. Ranges
von
Elisabeth Joachimsthal
Berlin
Potsdamerstr. 35 III
Solide Preise. Beste Referenzen

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.
Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

Deutsche Kolonialschule
Witzenhausen an der Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für **junge Männer von 17 bis 27 Jahren,** welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen. Lehr- und Pensionspreis Mk. 600 bis 750 halbjährlich.

Neu eingerichtet: Für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, einjähriger **Vorkursus** als Praktikanten.

Prospekt und Lehrplan kostenlos.

Direktor **Fabarius**

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau, **Berlin O.,** Blumenstrasse 80/81.
! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !
Referenzen zu Diensten — Prospekte und Zeitungslisten gratis u. franko

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.**AlfredSmith**

Bücher ... kaufen: **Krüger & Co. Leipzig**

Soeben erschien [Band 6 der „Neuen Pfade zum alten Gott"]:

Die Religion des Geistes
Wie der Gebildete denkend zu ihr Stellung nimmt
Von
Dietrich Graue

Inhalt: I. Verteidigung des Christentums. II. Religion des Geistes. III. Die Sprache der Religion. 1. Die religiöse Bildersprache. 2. Die Sprache d r religiösen Gewißheit. IV. Die Religion als persönliches Erlebnis. 1. Religion und Erfahrung. 2. Der Protestantismus. V. Theodicee.

Preis broschiert 1,60 Mk., fein gebunden 2 Mk.

Verlag von P. Waetzel, Freiburg i. Br. und Leipzig

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin